

••••• Heuiletou. •••••

Die Anfänge der Romantik.

Kritische Studie über das Zeitalter der großen Revolution.

Von Paul Lafargue.

I.

Auf zum Kampfe gegen die Romantik, diesen Eindringling, der uns aus Deutschland und Schottland kommt, den Ländern metaphysischer Wolken und ewiger Nebel! Auf zum Kampfe gegen die Kosakenliteratur! Auf zum Kampfe gegen den gespreizten und schwülstigen Stil, der dem Geiste der eleganten, abgeschliffenen französischen Sprache durchaus zuwiderläuft! Es verstimme der Chor der schwindlichtigen Dichterlinge, die den Mond aufäufeln und auf Gräbern weinen! Mit derartigen Verwünschungen begrüßten in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts die französischen Klassiker die romantische Schule, die eben ihre ersten Laute stammelte. Im Namen des Vaterlandes, seiner Sprache und seines literarischen Ruhmes hegten sie den guten Geschmack und die Tradition auf das barbarische, formlose Ungeheuer, das aus dem Auslande eingewandert war.

Die moderne Kritik hat das Urtheil berichtigt, das im Fieber, in der Hitze des Kampfes gefällt wurde. Sie hat in den Archiven geforscht und gewühlt und entdeckt, daß die Vorfahren der französischen Romantiker echte Gallier waren und in direkter Linie aus den besten Zeiten des Mittelalters stammten. Die historische Kritik war sogar verwegener genug, Zweifel über den legitimen Ursprung der klassischen Literatur wachzurufen. Sie behandelte dieselbe als eine zufällige Spielart, die dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eigenthümlich sei und ihre Erklärung durch den Geschmack und die Ideen jener aristokratischen Zeitaläufe finde. Zudem die Revolution von 1789 die alte Gesellschaft über den Haufen warf, trug sie neue soziale Schichten an die Oberfläche des sozialen Lebens. Diese Schichten drängten die Literatur der Aristokraten in den Hintergrund, griffen auf die literarische Tradition des Bürgertums zurück und entwickelten in einer neuen Form die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts weiter. Zwar war diese Literatur verachtet und geächtet, in die „Bretterbuden der Messe“ verbannt gewesen, in Schenken und Klüchen verstoßen worden, aber sie hatte es trotzdem fertig gebracht, weiter zu vegetiren und bemerkenswerthe Werke zu schaffen. Die Ursachen dieser literarischen Renaissance sind nicht in der Strömung der Romantik von 1830 zu suchen, welche Viktor Hugo leitete, nicht in der Zeit, wo Delacroix in Davids Schule Bresche legte. Sie reichen vielmehr in die so wenig bekannte literarische Periode zurück, welche das letzte Jahrhundert zu Grabe trug. Drei epochenmachende Werke, die Chateaubriand 1801 und 1802 veröffentlichte: „Atala“, „Le Génie du Christianisme“ und „René“ sind für jene Stufe der Romantik charakteristisch. Sie würden ihr bereits damals den Sieg gesichert haben, hätten nicht die Ueberfülle der politischen Ereignisse und die Wirren der Kriegsjahre die Geister gefangen genommen und von jeder ernstern Beschäftigung mit der Literatur abgezogen.

Die Veröffentlichung von „Atala“ wurde wie das Geburtsfest einer Königs-tochter gefeiert. Die „Unvergleichliche von Florida“ bezauberte das Publikum. „Alles ist neu, die Landschaft, die Charaktere, das Kolorit!“ rief Fontanes aus. Binnen wenigen Monaten erschienen sechs Auflagen des Romans, zwei Nach-

drucke und Uebersetzungen in allen Sprachen. Die Kritiker, welche politische Gegner des Verfassers waren — sowohl diejenigen, die seinen katholischen Mystizismus verspotteten, wie jene von ihnen, die seine Sprache, seine Bilder, die im Roman gehäuften Unwahrscheinlichkeiten und Abgeschmacktheiten angriffen — beugten sich vor der „Tochter der Palmenhaine“. Sie bewunderten „die neue Musik der Sprache . . . die Kunst, das Gefolge der Beiwörter abwechslungsreich zu gestalten und zu regeln . . . die Harmonie zwischen dem harmonischen Klang eines Wortes und dem Sinn einer Idee oder dem Kolorit eines Bildes . . . den unbekanntem Reiz der Schilderungen.“ Die „empfindsamen Seelen“ waren gewonnen, und um den Rausch ihres Entzückens voll zu machen, wurde „Atala“ in Musik gesetzt, in Romanezen gesüßet, stellten Holzschnitt und Malerei die wichtigsten Szenen aus dem Roman dar. Morellet beginnt seine pebantische Kritik von „Atala“, welche man wie „Clarissa Harlowe“ und „Die neue Héloïse“ verschlingt und lobt, mit Entschuldigungen an die Adresse des Lesers und mit der Versicherung, „daß sein Busen durchaus kein Kieselherz beherbergt.“¹ „Le Mercure de France“ (vom 16. Thermidor, Jahr IX) verkündete vier Monate nach der Veröffentlichung des Romans das Erscheinen von „sechs ‚Atala‘ nachgedichteten Romanezen von Vincent Daruty. Musik- und obligate (sic!) Horn- und Harfenbegleitung von Pierre Gaveaux, Madame Bonaparte gewidmet.“ Die Zeitung versicherte, „daß Pierre Gaveaux die träumerische Stimmung und den Reiz der Einsamkeit wiedergebe, welche ‚Atala‘ das charakteristische Gepräge aufdrücken“ und bemerkte: „Seit zwei Monaten sind die Zeitungen von diesem Roman gefesselt, jeder seiner Sätze wird zerpflicht und verändert, man parodirt ihn ohne Geist, man macht sich über ihn lustig ohne Heiterkeit. Aber“, so fügte sie hinzu, „der Name der Helbin und des Verfassers werden sich in dem Munde Aller befinden, die den Erfolg bezulohnen.“ Nie wurde ein Werk im richtigeren Augenblick geschaffen, entsprach besser den Bedürfnissen des Publikums und paßte sich vollständiger dem Geschmack der Zeit an, als „Atala“.

„Die Literatur“, so erklärte Madame de Staël ohne Umschweife, „ist der Ausdruck der Gesellschaft.“ Die Begeisterung, mit welcher die ersten romantischen Schöpfungen Chateaubriands begrüßt wurden, kann man thatsächlich nur verstehen, wenn man im Geiste die Gefühle und Leidenschaften der Männer und Frauen aufleben läßt, welche diesen Schöpfungen zuhauchten; wenn man sich in die soziale Atmosphäre versetzt, in der sie sich bewegten. Eine literarische Kritik, die untersuchend auf das soziale Milieu zurückgeht, hört auf, eine leere, schale, rhetorische Uebung zu sein, in deren Verlauf man Lob und Tadel spendet, Preise für vorzügliche Komposition vertheilt und über das „Schöne an und für sich, diesen Abglanz des Wahren“, ein Langes und Breites salbadert. Sie wird zu einer auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung fußenden Untersuchung der Gesellschaft, der Geschichte einer gegebenen Zeit. In den todten Seiten sucht der Forscher in erster Linie nicht die Schönheiten des Stils, sondern die Empfindungen und Leidenschaften der Menschen, welche sie geschrieben und gelesen haben. Dieser Auffassung entsprechend dem Ursprung der romantischen Schule nachzuforschen und ihr bis zu seinen feinsten Wurzelfasern zu verfolgen, ist eine nothwendige Aufgabe. Die in Frage kommende Geschichtsperiode ist noch wenig erforscht, obgleich über sie mehr soziale Dokumente vorhanden sind, als die Historiker sich träumen lassen, und obgleich ein gründliches Studium jener Zeit das Verständniß der politischen, philosophischen, religiösen, literarischen und künstlerischen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft wesentlich fördert. Gelegentlich des

¹ M. Morellet: Observations critiques sur le roman intitulé Atala. Paris an IX.

vorliegenden Versuchs einer solchen Untersuchung mußte ich zu den Quellen zurückgehen und mit der Feder in der Hand die seit dem Jahre III bis zum Jahre IX erschienene Literatur durchstudiren (Romane, Gedichte, Theaterstücke, philosophische Werke, Zeitschriften und Tagesblätter). Unter den modernen Werken, deren Studium meiner Arbeit sehr förderlich gewesen ist, muß ich vor allem hervorheben: „L'Histoire de la société française pendant la Révolution et le Directoire“ von Ch. und J. Goucourt, die sehr reiches Quellenmaterial enthält, aber jeder kritischen Auffassung ermangelt; und „L'Etude sur Chateaubriand et son époque“ von Sainte-Beuve, dem geistreichen und boshaften Kritiker.

II.

Chateaubriand nannte den Krieg mit Spanien den „Mené seiner Politik“, d. h. das Meisterstück seiner öffentlichen Laufbahn. „Mené“ ist in der That sein Hauptwerk, es ist die poetische Autobiographie einer Generation; es enthält im Reim die Vorzüge und die Fehler, welche die romantische Schule entwickeln, auf die Spitze treiben und übertreiben sollte; es ist der Markstein eines Wendepunktes im sozialen und literarischen Leben unseres Jahrhunderts.

Um den Menschen zu erfassen, dessen Leidenschaften harmonisch mit denen seiner Zeitgenossen zusammenklingen, muß man „Mené“ des romanhafteu Beiwerks entkleiden, muß man ihm die malerische, moralische, religiöse und sentimentale Phrasologie abziehen, mit der er sich wie ein Theaterheld drapirt. Dann erst stehen wir dem Menschen von Fleisch und Blut Auge in Auge gegenüber, dann erst wird uns klar, daß er nach dem Bilde derer geschaffen ist, welche die Stürme der Revolution durchlebt und sich von ihr abgewendet hatten.

René Chateaubriand wurde 1768 als der jüngste Sohn einer Adelsfamilie der Bretagne zu St. Malo geboren. Er war für das Priesteramt bestimmt, aristokratischem Brauch gemäß opferte man ihn wie seine vier Schwestern dem ältesten Bruder. Sein Vater, ein kleiner Landadelmann von rauhem, brutalem Charakter, war „der Schrecken der Dienerschaft, seine Mutter deren Geißel“.¹ „Schüchtern und in Gegenwart des Vaters stetem Zwange unterworfen, fühlte er sich nur in der Gesellschaft seiner Schwester Amélie zufrieden und behaglich.“ Von Jugend auf verbitterte ihn Noth und Auauserei, die treuen, nicht abzuweisenden Gäste jener abeligen Familien, die mit einer großen Kinderchar ge segnet waren und durch die bürgerlichen Parvenus zu Grunde gerichtet, durch ihren Luxus gedemüthigt wurden. „Beim Tode seines Vaters mußte er das Elternhaus verlassen, welches das Erbe seines Bruders war; er zog sich mit Amélie zu alten Verwandten zurück.“

Auf dem heimischen Edelitz hatte er die Verachtung jeder Art von Arbeit gleichsam mit der Muttermilch eingesogen. Nichts lockte ihn, die Priesterkutte bald anzulegen, er setzte also sein müßiges Leben fort, „irrte über die weiten Halben“ und versank in Träumereien beim Anblick „eines trockenen Blattes, das der Wind dahinwirbelte . . . eines einsamen Teiches, an dessen Ufern das welke Schilfrohr murrmelte“. Die Unthätigkeit blies die Gluth seines Temperaments zu losender Flamme an. „Es schien ihm, daß die Lebenskraft im Grunde seines Herzens sich verdoppelte, daß er die Macht besitzen würde, Welten zu schaffen.“ Und früher als Alfred de Musset rief er in der verabscheuten Einsamkeit aus:

¹ „Mémoires d'outre-tombe.“ Um das Porträt René Chateaubriands zu einem vollständigen zu machen, habe ich auch aus seinen anderen Werken geschöpft. Die in Anführungsstrichen angezogenen Stellen, denen keine Quellenangabe zugesügt ist, sind der Ausgabe von „Atala“ und von „René“ entlehnt, die bei Garnier Frères erschienen ist.

„ . . . Gebt mir einen Steinblock,
Einen Felsen laßt mich wälzen; den Frieden der Gräber
Fliehe ich und stecke sehnfüchtig die Arme aus, welche die Ruhe ermüdet hat.“¹

Seine Schwester stand ihm mit liebevollen Rathschlägen zur Seite. „Mein Bruder, gieb so schnell als möglich die Einsamkeit auf, die Dir nicht taugt, suche eine Beschäftigung. Ich weiß, daß Du bitter über die Nothwendigkeit lachst, in der man sich in Frankreich befindet, einen Beruf zu ergreifen. . . . Es ist besser, mein lieber René, etwas mehr den Alltagsmenschen zu gleichen und etwas weniger an Unglück zu tragen.“ Einen Beruf ergreifen, den Alltagsmenschen gleichen: dies bedeutete für René das Unglück allen Unglücks. Ein anderer Landjunker, der ungefähr fünfzig Jahre später lebte, fand ebenso wie der erblose Sprößling der Bretagner Adelsfamilie:

„ . . . Jede Arbeit unmöglich;
Irgend ein Broterwerb, ein Knechtsberuf
Dies unauslöschliches Gelächter über seine Lippen.“

Allein „Nolla“ nannte „drei Börzen schwer von Gold“ sein eigen. Drei Jahre lang lebte er wie ein vulgärer Wüßling, und „die Mühle des thierischen Genießens“ zerrieb ihn. Die Männer des achtzehnten Jahrhunderts waren aus härterem Metall geschmiedet: das Glend stählte sie, das Laster entwickelte ihre Kraft. Die Armut zwang René, „zurückgezogen in einer Vorstadt“ von Paris zu leben. Von fruchtlosen und demüthigenden Schritten ermüdet, „blieb er Abends auf den Brücken stehen, um die Sonne untergehen zu sehen, und er dachte daran, daß unter so vielen Dächern ihm nicht ein einziger Freund wohnte“, nicht ein Beschützer. Die Einsamkeit inmitten dieser Menschenwüste war ihm bitterer als die, welche er in den Heiden und Gefilden der Bretagne empfunden, sie drückte ihn darnieder. Das Herz von ungestilltem Sehnen, unbefriedigten Wünschen geschwellt, lebte er inmitten einer Welt, die für ihn leer war. Arm und freudlos erschöpfte er seine Genüßfähigkeit in schwelgerischen Phantastien; alles widerte ihn an, ehe er es noch genossen hatte.

Der junge, ehrgeizige, kraftstrotzende, von Sehnsucht nach dem Weibe glühende René lebte „unbekannt in der Menge“, und die geschmückten, berausenden Frauen kamen und gingen um ihn, ohne ihn zu beachten. Er verschlang mit den Augen die Gestalten, die er nicht mit Klüssen bedecken konnte. „Da ich nie geliebt hatte“, erzählt er, „drückte mich die Ueberfülle an Lebenskraft darnieder. Manchmal erröthete ich plötzlich, und ich fühlte in meinem Herzen förmliche Ströme glühender Lava fließen, manchmal stieß ich unwillkürliche Rufe aus, und die Nachtruhe wurde gleicherweise durch meine Träume und mein Wachen gestört.“ Er rief den Tod. „Steigt auf, ersehnte Stürme, die ihr René in die Fernen eines anderen Lebens tragen sollt!“ Da er sich von seiner Schwester, seiner einzigen Freundin, verlassen wähnte, dachte er an Selbstmord. „Ach, ich war allein, allein auf der weiten Welt! Ein geheimes Sehnen, das mich aufrieb, bemächtigte sich meines Wesens. Der Ekel am Leben packte mich mit neuer, stärkerer Kraft.“ Amélie rettete ihn.

Neue Hoffnungen sproßten in ihm empor. Er ging nach Amerika, nicht etwa um sich gemeinsam mit Lafayette und Rochambeau für die Unabhängigkeit der Amerikaner zu schlagen, sondern einfach um den Ort zu wechseln. René ist bemerkenswerth wegen seiner Unfähigkeit, einer Sache, einer Partei zu dienen und an Andere zu denken. Sein Individualismus ist brutal: „Ich, stets ich!“

¹ Alfred de Musset, Premières poésies: „Les vœux stériles“.

das ist seine Lösung. Er kehrte aus Amerika mit einem abenteuerlichen Plan zur „Entdeckung eines Seewegs zwischen dem Nordpol und Nordamerika“ heim und war fest überzeugt, sich damit Gold und Ruhm zu sichern. Er beeilte sich, sein Projekt Herrn de Malesherbes, damals Minister, zu unterbreiten. Er wurde abgewiesen, aber rühmte sich dessen nicht. Seine Geldmittel und Hilfsquellen waren bald erschöpft und er fiel in das alte Glend zurück. Beim Ausbruch der Revolution verspürt er keine Neigung, sich für den König und die Vorrechte des Adels zu schlagen, zu deren Opfern er zählt; er nützt vielmehr die Umstände aus, um in der Bretagne eine reiche Heirath zu schließen. Endlich besitzt er Geld, endlich kann er genießen, schmelzen, alle Genüsse ankosten. Er macht vom Vermögen seiner Frau so viel er kann flüchtig und läßt die junge Gattin den Honigmond allein in der Bretagne verleben, während er eiligst nach Paris durchgeht. In kürzester Zeit hat er das Vermögen der theuren, angetrauten Gattin in Spielhöllen, Freudenhäusern, bei wilden Orgien verschleudert. Um nicht als Aristokrat angeklagt und auf die Liste der Verdächtigen gesetzt zu werden, treibt er sich in den Sektionen und Volksversammlungen herum und spielt sich als Sanskulotte auf. „Ich hatte nichts anderes zu thun“, sagt René Chateaubriand in seinem „Essai historique“, „als mein Leben herabzudrücken, um es auf das Niveau der Gesellschaft zu bringen.“ Diese gefährvolle Lebensweise konnte ihm nicht zusetzen: er verläßt Frankreich als Emigrant und nimmt an der Belagerung von Thionville Theil¹ — so wenigstens behauptet er; allein nach verschiedenen Stellen des „Essai historique“ vermuthet ich stark, daß er zwangsweise ausgehoben und der Rheinarmee eingegliedert wurde, wo er die erste beste Gelegenheit benutzte, um zu desertiren. Er flüchtete nach England und vegetirte in London in solch bitterer Noth, daß er beinahe verhungert wäre. Einmal mußte er aus seiner Wohnung ausrücken und hinterließ seiner Wirthin als Unterpfand nichts als einen Koffer, der werthloses Papier enthielt. René bedauerte damals, daß er kein gewöhnliches Handwerk kannte, das ihm erlaubt hätte, „eine halbe Krone täglich zu verdienen!“² Der Edelmann erniedrigte sich soweit, seine Zuflucht zu den Anstaltsmitteln der Bohème zu nehmen. Alles brach um ihn und in ihm zusammen: des Lebens Drangsal erbitterte sein Herz und überwand seine Tugend. „Man darf nicht vergessen“, so schrieb er, „daß man überall das Kleid und nicht den Menschen ehrt. Es schadet dir nichts, daß du ein Spitzbube, wenn du nur reich bist; es nützt dir nichts, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn du arm bist. Es ist die Stellung, die Einer einnimmt, die in der Gesellschaft Achtung, Ansehen, Tugend verleiht. . . . In den Anfällen von Verzweiflung ebenso wie in dem Mrausche des Erfolgs erlischt jedes Gefühl des Anstands, nur mit dem Unterschied, daß der Emporkömmling seine Laster bewahrt und der Gesunkene seine Tugenden verliert“ („Essai etc.“, S. 463 und 601). (Fortsetzung folgt.)

¹ Thionville wurde 1792 von den Preußen während jenes denkwürdigen Feldzuges gegen die französische Revolution belagert, den auch Goethe mitmachte. D. Med.

² Diese profaischen Einzelheiten, welche den poetischen und melancholischen René nicht erhabener, aber verständlicher machen, sind nachzulesen in dem „Essai historique, politique et moral sur les révolutions etc.“, der in London geschrieben und 1797 gedruckt wurde. Chateaubriand giebt sich in diesem Erstlingswerk naiver als in irgend einer anderen seiner Schöpfungen. Sainte-Beuve besaß ein Exemplar des „Essai“, das von der Hand des Verfassers mit Anmerkungen versehen war. Da er tausend Gelegenheiten veräumte, seine gewöhnliche Bosheit durch Aufdeckung der Schwächen des Helden zu üben, so darf man wohl annehmen, daß er es nicht sehr aufmerksam gelesen hat.